



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Martin, Wilhelm: Persönlichkeit und Sache in der Wissenschaft

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Persönlichkeit und Sache in der Wissenschaft

Von Dr. Wilhelm Martin Becker-Darmstadt



rganisation, das ist das Schlagwort der Gegenwart. Wo auch immer Ziele irgendwelcher Art erreicht werden sollen, geschieht es heute durch Zusammenschluß vieler Individuen, durch Unterordnung des einzelnen unter den gemeinsamen Zweck, durch Ausnutzung der Stoßkraft der Masse auf das bestimmte Ziel zu. Unser Volk gilt für besonders organisatorisch begabt; es mag das an der eingewurzelten militärischen Disziplin liegen, die den einzelnen willig macht, sich einem Ganzen einzuordnen. Aber es ist auch ein Wesenszug der modernen Menschen, daß sie sich von allem, was nach Organisation aussteht, imponieren lassen, daß sie sich als Mitglied eines Ganzen gehoben vorkommen gegenüber ihrer früheren Einzelstellung; Beispiele sind nicht weit zu suchen. Dieser Wesenszug räumt natürlich den Führern bei der Durchsetzung ihrer Pläne viele Hindernisse aus dem Weg, so daß bei uns heute organisatorische Gedanken leicht zu Erfolgen führen.

Diese starke Neigung des einzelnen, sich in ein Ganzes einzugliedern, hat ihre lächerliche Seite in der Vereinsmeierei, ihre komischen Figuren in Leuten wie dem von Fritz Anders so lebenswahr gezeichneten Paragraphendirektor. Aber sie hat auch ihre ernste, bedenkliche Seite. Sie liegt in der leichten Auflösbarkeit des Individuellen zugunsten auch eines geringwertigen Allgemeinen, in der Abladung der Verantwortung von einzelnen auf das Ganze, und in ihr wurzeln die Macht des Schlagworts auf die Masse, die Herrschaft der Parteien, in ihr ist es auch begründet, daß der Bürger der Gegenwart, selbst unserer demokratischen Gegenwart, bei allen Schäden des öffentlichen, sozialen, wirtschaftlichen Lebens zuerst nach der Staatsgewalt, der Polizei ruft, auch wo er sich selbst helfen könnte. So lange diese Eigenschaft des deutschen Philisters — und wie groß ist sein Anteil am deutschen Volk! — nicht bekämpft wird, erzielen wir mit aller staatsbürgerlichen Erziehung kein politisches Volk.

Was ist, wenn wir tiefer blicken, der Kern dieser Erscheinung? Die allzuwillige Selbsthingabe des Subjekts an ein Objekt, ohne daß erwogen wird, ob nicht die Erhaltung des selbständigen und selbsttätigen Subjekts dem Volke, dem Staate, der Kultur größere Werte erhält als die Förderung eines toten Objekts. Und wie viele dieser Objekte sind tot im Vergleich mit dem Lebensreichtum des Subjekts!

Wie dem Objekt in der Politik, heiße es nun Staatsraison oder Parteidoktrin, Menschenopfer, d. h. persönliche Überzeugungen, dargebracht werden, soll

hier nicht berührt werden, auch nicht wie viele Subjekte z. B. dem Objekt Schulorganisation ab und an zum Opfer fallen. Aber mit dieser Erwähnung stehen wir doch schon unserem Thema näher. Ich möchte nämlich behaupten: Auf keinem Gebiet ist die Aufopferung der Selbständigkeit des Subjekts zugunsten des Objekts unheilvoller als auf dem der geistigen Tätigkeit.

Ich darf an die bekannte Tatsache anknüpfen, daß in der modernen geistigen Arbeit auf vielen Gebieten die Sammlung des Stoffes seine Verarbeitung überwiegt. In den historisch-literarischen Wissenschaften häufen sich von Tag zu Tag neue Quellen, neue Ausgaben alter Schrift- und Kunstwerke, deren Textherstellung und Kommentar eine Masse von Arbeit und Gelehrsamkeit erfordert hat. Es ist dies eine Konsequenz der wissenschaftlichen Arbeitsmethode, die durch eingehendste Einzeluntersuchung zur Erkenntnis des Ganzen kommen möchte. Es hat aber oft den Anschein, als ob der Blick aufs Ganze bei diesen Arbeiten ganz verloren gegangen wäre, als ob die Masse des Einzelstoffes nur zusammengetragen sei, um wieder Spezialuntersuchungen zu ermöglichen. Das wissenschaftliche Auge hat sich dann derart auf die Kleinheit eingestellt, daß es sich dem weiteren Blick in große Räume nicht mehr akkommodiert.

Die Leute, die mit dieser Akkommodationsstörung des inneren Auges behaftet sind, bilden bereits einen beträchtlichen Teil unter den Arbeitern der Wissenschaft. Schon blicken viele mißtrauisch auf den einzelnen, der es etwa wagt, ein großes Wissenschaftsgebiet selbständig literarisch zu gestalten; er kann doch nicht in gleichem Maße „Fachmann“, d. h. Spezialist auf allen Teilgebieten sein, die fein Bau berührt; manche halten ihn für unwissenschaftlich, weil er ein Baumeister ist und kein Handlanger, weil er vielleicht gar das regelrechte Zuhauen der Backsteine nicht so aus dem Haff versteht wie die vielen Kleineren. Aber freilich, es muß ja Handlanger geben, auch Kärner, die den Stoff herbeischaffen, und wir wollen ihnen keinen Vorwurf machen, wenn sie diese Hilfsarbeit mit Stolz, aber ohne Selbstüberschätzung leisten.

Wir wenden uns vielmehr gegen die, bei denen das Herbeischaffen von Stoff zum Selbstzweck wird, bei denen diese Tätigkeit mit wissenschaftlicher Tätigkeit überhaupt gleichgesetzt wird. Wir möchten zu der Erwägung auffordern, ob im einzelnen Falle der Wert des Objekts die Unterordnung des Subjekts noch lohnt.

An der Hand moderner Bestrebungen auf dem Gebiete der Wissenschaft sollen im folgenden die beiden Seiten des gerügten Mißstandes gezeigt werden, nämlich die Überschätzung des Stoffes, also des Objekts, und die Unterschätzung der wissenschaftlichen Persönlichkeit, des Subjekts. — —

Die Leser der Grenzboten kennen durch den orientierenden Aufsatz von Reule von Stradonitz (Jahrg. 1910, Heft 23) die Bemühungen, die man neuerdings macht, um eine vollständige Sammlung der deutschen Zeitungen herzustellen. Seit dem aufsehenerregenden Vortrag von Martin Spahn im Jahre 1908 ist eine ganze Literatur von Artikeln erschienen, die sich über die

Ausführbarkeit und die Art der Ausführung dieses Unternehmens verbreiteten. Zumeist wurde verlangt, daß man keine Mühe und Kosten scheue, um ein so großes Werk zustande zu bringen. Es liegt mir nun fern, die in den Zeitungen lagernden Werte für das Studium des politischen, sozialen, kulturellen Lebens einer Zeit gering zu schätzen. Aber mir scheint, auch hier ist die richtige Abschätzung des Gewonnenen gegenüber der aufzuwendenden Mühe und Kostenlast vielfach zu vermissen. Ich möchte den Freunden des Planes ein Wort entgegenhalten, das der unvergeßliche Friedrich Paulsen uns in seiner Pädagogik, seinem literarischen Testamente, hinterlassen hat: „Im Grunde kann die Aufgabe der Geschichte doch nicht sein, alles zu behalten, sondern richtig auszusieben und zu vergessen. Alles behalten ist ja eine unmögliche Aufgabe; man denke, alles was die Zeitungen über die Handelsverträge berichten und urteilen oder über das Verhältnis Deutschlands zu England! Bei unserer gegenwärtigen Geschichtsforschung kann einem tatsächlich manchmal um Kopf und Bußen bang werden: es scheint wirklich so, als ob wir alles behalten wollten. Was soll werden, wenn es fünfhundert Jahre so weiter geht, wenn alle Zeitungen, Protokolle, alle Archive aller Behörden, alle Parlamentsberichte, von den Briefen, Memoiren und privaten Aufzeichnungen gar nicht zu reden, aufgehoben, gesammelt und am Ende auch noch kritisch ediert und bearbeitet werden? Die Folge müßte dann wohl sein, daß spätere Zeitalter niemals dazu kämen, sich mit sich selbst und ihren Aufgaben zu beschäftigen, aus Angst, etwas von dem, was früher geschehen ist, zu vergessen.“ Das ist im Sinne vieler moderner Historiker eine Kezerei, aber hat nicht dieser Kezer am eigenen Leibe erfahren, wie es ist, wenn man in die Gefahr gerät, in der Masse des Stoffes unterzugehen? (Man vergleiche das Vorwort zur zweiten Auflage von Paulsens „Geschichte des gelehrten Unterrichts“).

Freilich, der Deutsche ist gründlich und in seiner Gründlichkeit radikal. Sammelt man also überhaupt Zeitungen, so muß man sie alle sammeln, denn nur so ist ein objektives Bild der gesamten in der Presse niedergelegten Geistesarbeit zu gewinnen, jede Auswahl wäre eine Willkür. Das Objekt ist da, das Subjekt beugt sich ihm.

Und das Bestreben, alle Lebensäußerungen des Menschen, auch die äußerlichsten, die Schale des Lebens, zum ehrfurchtwürdigen Objekt zu machen, tritt überall hervor, neuerdings zum Beispiel in dem Vorschlag, ein Phonogrammarchiv für Vortragskunst zu gründen, um auch den Klang der verhallten Stimme zu bewahren. Selten hat sich die Mumienhaftigkeit mancher „wissenschaftlichen“ Bestrebungen von heute so offen gezeigt. Laßt den Faustmonolog, die Antoniusrede in euren Herzen wirken, und ihr braucht keine Walze mit Rainzens oder Matkowskys Stimme; laßt Bismarcks Reden mit feuriger Seele, und sie wecken stärkeres Leben, als wenn ihr sie maschinell ableiern könntet. Was ist denn das lebendige Wort? Der Schall oder der Sinn?

In der Frage der Zeitungserhaltung aber liegt das Verfahren, das Nutzen, bringt, ohne die Aussicht auf Bahnhofshallen voller Zeitungsbände zu eröffnen

gar nicht so fern, wenn man ein klein wenig Subjektivität nicht scheut. Reule von Stradonitz selbst hat (in der Zeitschrift für Bücherfreunde, neue Folge I, 1 von 1909) auf das Verfahren des Freiherrn von Fechenbach hingewiesen, der sich in seinem Schlosse Laudenbach am Main eine „Politische Registratur“ von Zeitungs-äußerungen angelegt hat; näheres darüber hatte D. Pfülf schon 1902 (in den Stimmen aus Maria-Laach, Band 63) der Öffentlichkeit unterbreitet. Es handelte sich um die fortlaufende Durcharbeitung der wichtigen Preßstimmen und ihre Verteilung unter gewisse Rubriken, z. B. Politik, Wirtschafts-, Sozial-, Finanz-, Handels-, Kolonialpolitik, Parteiwesen, auswärtige Staaten usw., deren jede wieder in viele Unterabteilungen zerfällt; bei neu auftauchenden Fragen wurde jederzeit eine neue Sammelmappe angelegt. Von Fechenbachs Methode wußten die meisten Bearbeiter der Zeitungsmuseumsfrage nichts, und Reule möchte ihr nicht den Wert eines Musters zuschreiben. Freilich, in der Entscheidung, was wichtig und was unwichtig sei, steckt ein gutes Stück Subjektivität; die politische Überzeugung, die Weltanschauung des Sammlers spielt hier mit. Und doch, meine ich, sollten wir — zwar nicht die Methode Fechenbachs im einzelnen kopieren —, aber das Prinzip einer sofortigen Scheidung des Aufzubewahrenden von der übrigen Masse und das Prinzip der Aufteilung auf Rubriken für die Zeitungssammlung fruchtbar machen. Nur so sichern wir die Möglichkeit einer unmittelbaren Benutzung des Materials dem Historiker wie dem Politiker. Und was der Freiherr von Fechenbach in täglich zwei- bis zehnstündiger Arbeit geleistet hat, das müßte ein unterrichteter und einsichtiger Mann mit bibliothekarischer und archivalischer Fachbildung, unterstützt von einigen Hilfsarbeitern für die Einzelgebiete, auch leisten können. Auch Reule hat sich ja dem Gedanken nicht verschließen können, daß eine „Registratur der Zeitungsausschnitte“ (es brauchen aber nicht immer nur Ausschnitte zu sein!) ganz andere Benutzungsmöglichkeiten bietet als die bloßen Reihen der Vierteljahrsbände. Nun wohl, so schaffe man zunächst diese Registratur und lege das Hauptgewicht auf die Übersichtlichkeit und Fruchtbarkeit der Einrichtung, nicht auf die Vollständigkeit der Zeitungsreihen. Die Massen der Artikel, die vom Tage für den Tag geschrieben werden, lasse man doch ruhig untergehen. Proben für spätere Liebhaber dieser Literaturgattung werden sich ohne Zweifel ohnehin erhalten, und mehr als Proben braucht man nicht, denn hier ist nicht der Inhalt des einzelnen Artikels, sondern der Typus für unsere Kultur bezeichnend. Auch die Hoffnung, aus dem Annoncenmaterial unserer Tageszeitungen Dissertationen über die Psychologie der Reklame und über die Statistik der Heiratsannonce zu gewinnen, wird selbst bei dieser beschränkten Aufbewahrung noch nicht verloren sein.

Nun könnte noch ein anderes Verfahren angewendet werden, um die in den Zeitungen enthaltene wertvolle Geistesarbeit für die Dauer nutzbar zu machen. Vor mir liegt die „Denkschrift betreffend die Schaffung eines deutschen Zeitungsarchivs“, die im Sommer 1911 erschien. Auch hier

liegt der Versuch vor, nicht eine objektiv = vollständige, aber unübersehbare rohe Materialsammlung zu schaffen, sondern eine kritisch ausscheidende, mithin subjektive Durcharbeitung der Zeitungen nach dem darin enthaltenen Wertvollen. Allmonatlich soll der Hauptinhalt der Artikel in ganz knappen sachlichen Auszügen ohne Werturteil in einer Druckschrift veröffentlicht und gleichzeitig eine Einrichtung zur Beschaffung der Originalartikel getroffen werden. Die Art, wie in einer beigegebenen Probe der Inhalt der Zeitungsartikel skizziert ist, leuchtet als praktisch zur Orientierung sehr ein; vielleicht könnte man bei der Aufnahme noch etwas kritischer zu Werke gehen.

In vieler Hinsicht kann dieses Unternehmen, wenn es zustande kommt, als Ersatz für die Originalblätter dienen, es zieht den Querschnitt aus der öffentlichen Meinung über alle Tagesfragen; es hat den Vorzug, relativ handlich zu sein, und den noch größeren, zeitbeständig zu sein (es müßte auf holzfreies Papier gedruckt werden). Wenn die Registratur nach dem Laudenbacher System vorwiegend den Politiker und Historiker angeht, so finden in diesem umfassenderen Versuch auch die Artikel aus den Gebieten der Literatur, Kunst, Moral, Philosophie, Technik, Medizin usw. Berücksichtigung. Allerdings bringen die Tageszeitungen so selten original = wertvolle Beiträge aus diesen Gebieten, daß der Verlust, der durch ihre Vernachlässigung entstände, nicht allzuhoch anzuschlagen wäre.

Überhaupt sollte man auch zweifellosem Verlust von geistigen Arbeitswerten gegenüber nicht allzu ängstlich sein. „Es schießen ja bald andere Stämme dir auf.“ Und die Aufbewahrung aller Lebensäußerungen des Menschengesistes für die Zukunft entstammt zudem einem Prinzip, das die Wertung ausschaltet, Groß und Klein gleichsetzt. Die Nachwelt wird sich in den ungeordneten, erdrückenden Stoff, den wir ihr übergeben, schwerlich versenken. Vielleicht wird sie versuchen, statt der Kleinarbeit die großen Zusammenhänge des Geschehens und Seins zu erkennen, vielleicht gar wird sie überhaupt eine „unwissenschaftliche“ — das will nicht sagen kulturlose — Nachwelt sein. — —

Der Scheu vor der Wertung, vor dem Hineintragen eines subjektiven Maßstabes in die Masse der Objekte entstammt der Grundsatz, das alles Wißbare auch wissenschaftlich sei. Die Wissenschaft hat hiernach das Ziel, alles für den Menschengesist überhaupt Erfaszbare zu ermitteln und darzustellen. Dieser Anschauung dient ein neues Unternehmen, das als Programm kürzlich das Buch herausgab: Die Organisation der geistigen Arbeit durch „die Brücke“, von R. W. Bühner und Ad. Saager (Ansbach, Seybold, 1911). Die „Brücke“ erstrebt eine Organisierung der gesamten geleisteten und noch zu leistenden Geistesarbeit aller Zeiten und Länder. Sie will die Ergebnisse der geistigen Tätigkeit der Vergangenheit systematisieren und dadurch übersichtlich und allgemein zugänglich machen, und sie will auch die geistige Arbeit der Gegenwart und Zukunft so einrichten, daß ihre Ergebnisse wie ihre Arbeitsweisen in ein Schema sich einfügen. Man erstrebt, durch Verbindung und Fühlungnahme zwischen

den Arbeitern des Geistes, einem jeden das Arbeitsgebiet zuzuweisen, auf dem er am meisten leistet, aber man sucht vor allem auch zu erreichen, daß eine Bearbeitung derselben Aufgabe durch verschiedene Forscher vermieden wird. Denn dies würde Energievergeudung bedeuten. Es gestaltet sich mithin die gesamte Geistesarbeit der Menschheit zu einem großen Betrieb, worin jeder einzelne ein Bestimmtes zu leisten hat, keiner dasselbe tut wie der andere, alle daran arbeiten, neue wissenschaftliche Ergebnisse der früheren anzureichen und dadurch die Quantität des Gewußten zu mehren. Erreicht soll dies werden durch Anschluß aller Geistesarbeiter an eine Zentrale, von wo aus die Vermittlung aller nachgesuchten Auskünfte, die Herstellung von Verbindungen zwischen den Forschern, der Nachweis der besten Arbeitsmethoden und Arbeitsmittel in alle Welt hinaus geleitet werden soll. Da alle Ergebnisse geistiger Tätigkeit grundsätzlich als gleichwertig betrachtet werden, so stellt sich das erstrebte Ziel den Brückenleuten in der Form einer ungeheueren Bibliothek dar, worin die Wissenschaft als Ganzes in unzähligen Monographien gleichen Formates (auch auf die äußere Rivellierung aller Geistesprodukte wird großer Wert gelegt!) magaziniert ist. Man wird in diesen Bänden, die allerdings erst in Jahrtausenden vollzählig sein können, restlos alles von Menschen Gewußte finden; von der Kunstübung der Singhalesen bis zum Wesen der Nebelflecke und zu den Lebensgewohnheiten der Eingeweidewürmer wird dieses gigantische Konversationslexikon schlechthin alles enthalten.

Die Verfasser des Planes nennen das, was sie aus der Geistesarbeit in ganzen gestalten wollen, einen Organismus. In Wahrheit ist es ein Mechanismus. Nach dem Prinzip der Arbeitsteilung sollen die Einzelnen sich dem Ganzen mit weitestgehender Spezialisierung einordnen. Es kommt ihnen nicht darauf an, ob der neue Gedanke Blüte und Frucht eines selbständigen Denkens ist, sondern nur auf die Lieferung möglichst zahlreicher Fertigprodukte. Hat das einzelne Rad in der großen Maschine seine Arbeit geleistet und ist es verbraucht, so wird es durch ein frisches ersetzt. In der Spezialisierung der Geistesarbeit, im Fabrikbetriebe, worin jeder „gelernte Arbeiter“ eine Spezialarbeit übernommen hat, sich alle gegenseitig in die Hände arbeiten und so die Entstehung zahlreicher Produkte fördern, suchen die Brückenleute den Fortschritt der Menschheit. Es kommt nicht, wie manche glauben, darauf an, daß der Mensch ein Ganzes aus sich macht, sondern daß er sich der „Organisation“ unterordnet, wo er dann eine Spezialarbeit schafft, einerlei ob er sich bewußt ist, daß er damit ein Ganzes fördert; auch der Metalldreher in der Maschinenfabrik braucht nicht zu wissen, wie seine Scheiben und Stäbe, die er jahraus jahrein fertigt, im Ganzen der Maschine wirken. Kurz, es handelt sich um eine Unterwerfung sämtlicher Subjekte unter die vage Vorstellung vom Fortschritt der Wissenschaft, wie ihn diejenige Schule faßt, der die Brückenleute angehören.

Diese Organisatoren sehen vor sich eine ungemessene Zeit, in der sich die Auffassung von der Wissenschaft und ihrem Werte nicht ändert. Sie beweisen

schon hierdurch ihr mangelndes Verständnis für geschichtliches Werden. Aber sie sind schon über den heutigen Zustand schlecht informiert, wenn sie alle wissenschaftlich tätigen Menschen mit sich einig glauben über ihr Ziel geistigen Schaffens: Aufhäufung von Resultaten zum allgemeinen Gebrauch. Hier wie überall verleugnet sich nicht die utilitaristische Denkweise, wie sie um Ostwald gepflegt wird.*)

Und wenn die Verfasser des neuen Projektes die Ersehbarkeit jedes wissenschaftlichen Arbeiters postulieren, so möchte ich dagegen sagen: mit jedem wahrhaften Wahrheitssucher stirbt seine ganze Spezies aus. Das Falsum jener Leute liegt in der Gleichsetzung der Begriffe Wirklichkeit und Wahrheit; die bloße Ermittlung und Katalogisierung des objektiv Wirklichen ist nicht das hohe Ziel, dem sich alle Subjekte ohne weiteres zu unterwerfen haben. Und dessen Kenntnis oder gar nur Teilkenntnis verdient bloß Schätzung als Bestandteil und Stütze einer Gesamtanschauung, die getragen wird vom Subjekt, von der wissenschaftlichen Persönlichkeit.

Voll Verachtung sehen die Brückenleute auf den heutigen Zustand herab, bei dem es vorkommen kann, daß zwei Gelehrte, ohne es zu wissen, dieselbe Aufgabe in Angriff nehmen. Das bedeute Vergeudung von Energie und dürfe in der künftigen „organisierten“ Wissenschaft nicht mehr vorkommen. Anwendbar ist das Prinzip des geringsten Energieaufwandes in der wissenschaftlichen Arbeit allerdings, aber nur zur Vermeidung äußerer Schwierigkeiten, z. B. bei der Benutzung von Bibliotheken, Museen, der raschen Beschaffung feststehender Daten u. dgl. Hier könnte noch manche unnötige Mühe erspart werden, und die Vorschläge der „Brücke“ sind hier zum Teil der Erwägung wert. Aber kann sie denn die Tatsache aus der Welt schaffen, daß die Menschen verschiedene Fähigkeiten, verschiedene Wesensrichtung, verschiedene Auffassung derselben Tatsachen in sich tragen? Sogar in den exakten Wissenschaften, in noch viel höherem Maße aber in den Geisteswissenschaften entstehen vollständigere Resultate bei doppelter Bearbeitung desselben Gebietes, als sie von einem einzelnen zu erwarten sind. Und dazu kommt — aber hierfür haben die Brückenleute offenbar keinen Blick —, daß jede wissenschaftliche Arbeitsleistung, selbst wenn sie kein objektiv neues Ergebnis zeitigt, einen subjektiven Wert bedeutet, einen persönlichen Gewinn für den Arbeiter an Schulung in der Wissenschaft, aber auch an Ausbildung der Persönlichkeit in der Selbstförderung.

Die Methode der Arbeitsteilung ferner, die von der „Brücke“ in das Schaffen der Geistesarbeiter hineingetragen werden soll, hat sich auf dem Gebiete der Industrie da bewährt, wo man Massen ohne individuellen Wert produziert. Wenn nun schon in der manuellen Technik dieser Hervorbringung die Eigenschaft der Unpersönlichkeit in dem Maße anhaftet, daß Fabrikware mit dem handwerklich oder gar künstlerisch hergestellten Produkt gar nicht verglichen werden kann, so wäre schon aus dieser Analogie heraus an das Fabrizieren geistiger

*) Vgl. hierzu meine Ausführungen in den Grenzboten 1911, Heft 33 bis 35.
Grenzboten II 1912

Werte nicht zu denken, noch mehr aber aus der Erwägung, daß der Geistesarbeiter sein Eigenstes gibt, seine Grenzen sich selbst zieht, mithin jede Einordnung in ein Arbeitsschema um so mehr ablehnen muß, je stärker seine Individualität ist. Aber freilich, wo es die Masse bringen soll, ist Erzeugung von „Qualitätsware“ Verschwendung von Energie.

Bezeichnend ist, daß das Brückenprojekt an der Geistesarbeit der Künstler versagt. Ihre Werke werden als Ganzes genommen, jede Dichtung als Ganzes in die Zukunftsbibliothek aufgenommen, während alle wissenschaftlichen Werke sich zur besseren Einreihung in das Schema in ihre Gedanken zerlegen lassen müssen! (Preisauflage: Man zerlege Burckhardts „Kultur der Renaissance“, Treitschkes „Politik“, Chamberlains „Grundlagen“ in ihre Gedanken! Die Behauptung, daß man um der größeren Beweglichkeit willen die Gedanken aus der Umgebung loslösen könne und müsse, führt sich hier selbst ad absurdum.)

Wie es beim Dichtwerk nicht die Nebeneinanderreihung von Gedankenatomen ist, die seinen Wert und seine Wirkung ausmacht, so ist es auch bei jedem wissenschaftlichen Werke von Bedeutung; gerade das, wodurch die Einzelleistung sich nicht an die des Gebietsnachbarn anpaßt, nämlich der subjektive Faktor, die ganz individuelle Gesamtanschauung, macht den eigentlichen Wert und Reiz des Wertes aus. Zerschlägt man das Werk, um aus ihm den objektiven Gedankenextrakt zu pressen, so geht dieses Aroma verloren. Es wäre gerade so, als ob man künstlerische Plastiken zu Werkstücken für den Bau einer Zentralmarkthalle zerschläge. — —

Die Kürze des Daseins erfordert es, das wissenschaftliche Streben, das an sich unumschränkt ist, mit der Beschränktheit der verfügbaren Zeit in Einklang zu bringen. Wagner hätte sonst recht:

Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!
Und es' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel sterben.

Gewiß wird der Mensch darauf verzichten müssen, die ganze Fülle des Objekts Wissenschaft zu durchdringen. Aber soll er deshalb der Uraufgabe des menschlichen Seins entsagen, ein Ganzes aus sich heraus zu gestalten? Soll er deshalb als kleines Rad im großen Getriebe untertauchen, sich selbst zum Werkzeug wandeln, sich dem Objekt ganz unterwerfen? Das wäre nur dann berechtigt, wenn es ein Ziel von absoluter Bedeutung zu erreichen gälte. Aber auch der religiöse Nimbus, womit man den „Bau der Wissenschaft“ heute von gewisser Seite umgibt, kann uns nicht darüber täuschen, daß ihm diese absolute Bedeutung nicht zukommt.

